

*Werner D'Inka*

Von meinem Freund Sergej möchte ich Ihnen erzählen. Kennengelernt habe ich ihn vor gut zehn Jahren an der Moskauer Lomonossow-Universität. Er war Student, ich sprach dort über Journalismus. Sergej fiel mir auf, weil er kluge Fragen stellte, oft auch im guten Wortsinne freche, kesse Fragen. Wir blieben in Verbindung, und ich freute mich, als er nach seinem Studium Deutschland-Korrespondent einer angesehenen russischen Wirtschaftszeitschrift wurde.

Wenn wir uns trafen, dauerte es allerdings nie lange, und wir gerieten uns in aller Freundschaft in die Haare. Ihn fuchste, wie schlecht Russland nach seinem Urteil in den deutschen Medien wegkommt. Er fand, die Berichterstattung stecke voller Klischees, und es sei unfair, von Russland in zwanzig Jahren eine Entwicklung hin zu einer Bürgergesellschaft zu verlangen, für die der Westen Jahrhunderte gebraucht habe – ich vergrößere sein Argument der Kürze wegen.

Neulich allerdings teilte mir Sergej eine wichtige Neuigkeit mit: Er und seine Frau Olga haben für sich und die beiden hier geborenen Kinder den Antrag auf die Einbürgerung in Deutschland gestellt. Auf meine erstaunte Frage nach dem Warum, er sei doch ein intelligenter russischer Patriot, sagte er: Er sei immer der Überzeugung gewesen, man müsse Russland mit dem Personal an der Spitze aufbauen, das da sei, andere habe man schließlich nicht – und er setzte wörtlich hinzu: „Ich fürchte, ich habe mich dramatisch geirrt.“ So, wie die Dinge liefen, werde er – er ist jetzt Anfang dreißig – das Aufblühen einer Zivilgesellschaft in Russland nicht mehr erleben.

Warum erzähle ich das? Weil Sergej seinen Entschluss sehr präzise mit Hinweis auf jenen Institutionenraum begründete, der konstitutiv ist für offene Gesellschaften. Diese Matrix wird gebildet durch die vier Eckpunkte Staat, Markt, Recht und Zivilgesellschaft. Grob gesprochen, ist dieses magische Viereck dann intakt, wenn es den Bürgern ermöglicht, sich im Rahmen selbstgewählter Bindungen frei zu entfalten und sich mit anderen zusammenzuschließen, statt ihnen an die Gurgel zu gehen. Wo das Viereck windschief ist, herrschen hingegen Willkür, Armut, Rechtlosigkeit und nicht selten auch Gewalt.

Ihrer freundlichen Einladung folgend möchte ich das Augenmerk auf das Element der Zivilgesellschaft richten – verstanden als Sphäre der Freiwilligkeit, in der sich Bürger aus freien Stücken und mit einem anderen Ziel als dem des privaten Profits zusammenschließen. Das Bukett der Zwecke ist reichhaltig, es umfasst Schulen und Vereine ebenso wie Bürgerinitiativen und Stiftungen. Dabei bilden Stiftungen nach meiner Überzeugung das Rückgrat der Zivilgesellschaft, denn Stiftungen geben dem Bürgersinn Inhalt und Richtung, Struktur und Dauerhaftigkeit.

Überflüssig, darauf hinzuweisen, dass gerade in Frankfurt Bürgersinn und Stiftergeist besonders blühen und gedeihen. Was Alexis de Tocqueville 1835 über die Demokratie in Amerika schrieb, hätte er auch über Frankfurt sagen können:

*Amerikaner jeden Alters, jeden Ranges, jeder Geistesrichtung schließen sich fortwährend zusammen. Sie haben nicht nur kaufmännische und Berufsvereine (...), sie haben auch unzählige andere Arten: religiöse, sittliche, ernste, oberflächliche, sehr allgemeine und sehr besondere, gewaltige und ganz kleine; die Amerikaner tun sich zusammen, um Feste zu geben, Seminare zu begründen, Gasthöfe zu bauen, Kirchen zu errichten,*

*Bücher zu verbreiten, Missionare zu den Antipoden zu entsenden; sie errichten auf diese Weise Spitäler, Gefängnisse, Schulen.*

Tocqueville würzt diese Beschreibung mit einem schönen Kontrast. Im Kampf gegen die Trunksucht, so schreibt er, schließen sich in Amerika Bürger zu sogenannten Temperenzgesellschaften zusammen, die die vom Suff Gefährdeten zur Mäßigung anhalten – in seinem Heimatland Frankreich hingegen, so ist Tocqueville überzeugt, würde „sich jeder einzeln an die Regierung (wenden), um sie zu bitten, jedes einzelne Wirtshaus im Königreich zu überwachen“.

Wahre Bürgergesellschaften sind eben solche, in denen Menschen aus freien Stücken Verantwortung übernehmen – über das Maß dessen hinaus, zu dem sie als Staatsbürger und Steuerzahler verpflichtet sind. Dabei gehören Ehrenamt und Stiftungswesen eng zusammen, denn Stiftungen geben dem Ehrenamt einen festen Rahmen. So ist es kein Zufall, dass die Stiftung Polytechnische Gesellschaft im vergangenen Jahr ein Themenheft mit dem Titel „Schwerpunkt Ehrenamt“ herausgab. Das Ehrenamt lebt aus einem Geist des Mitmachens – im Stadtviertel, in der Gemeinde, in der Region. Heute spricht man viel von „Teilhabe“, was mir freilich passiver vorkommt als „Mitmachen“.

Weil Stiftungen weder den Mechanismen der Politik noch den Wirkungskräften des Marktes unterworfen sind, können sie ihrem je eigenen Kompass folgen. Stiftungen und die von ihnen verfolgten Zwecke sind in der Regel auf Dauer angelegt, sie müssen nicht in Zyklen von Wahlperioden denken. Auch können sie vielfach flinker handeln als die Politik mit ihren notwendigen, aber oft langwierigen Legitimationsbeschaffungsverfahren. Und im Unterschied zur Ökonomie ist das

Handeln von Stiftungen nicht der betriebswirtschaftlichen Maxime des „Return of Investment“ unterworfen, jedenfalls nicht in einem engen Sinne.

Das Bild des magischen Vierecks verbietet es freilich, die eine Sphäre gegen eine andere auszuspielen. Denn nur wenn die vier Elemente in Balance sind, ist die Matrix intakt. Es kann also nicht darum gehen, die hehre Stiftungswelt der guten Werke über den schnöden Mammon und über die angeblich bloß interessengeleitete Welt der Politik zu erheben, sondern man muss die vier Eckpunkte, zu denen wie erwähnt auch die Herrschaft des Rechts zählt, immer zusammendenken. Stiftungen und Ehrenamt sind nicht der Reparaturbetrieb für das, was die Politik nicht schafft oder der Markt nicht abwirft – so wie Stiftungen ihrerseits ohne einen rechtlichen Rahmen und ohne ökonomisches Unterfutter nicht vorstellbar sind.

Gestatten Sie mir eine letzte skizzenhafte Bemerkung zum Thema „Stiftungen und Stadt“. Unter dieses Motto hatte der Bundesverband Deutscher Stiftungen den Deutschen Stiftungstag 2010 hier in Frankfurt gestellt. Die Mehrheit der sieben Milliarden Menschen lebt mittlerweile in Städten. Hier müssen nicht alle, aber große Herausforderungen der Zukunft bewältigt werden. Stiftungen wiederum haben ganz überwiegend ihren Sitz in den Städten, hier sind sie entstanden, sie sind Sinnbild der Urbanität. Nicht dass der Bürgersinn auf dem Lande weniger wichtig wäre, aber dort finden wir häufig andere, informellere Formen des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Gewiss: nicht zu bestreiten ist, dass die Urbanisierung auch Probleme mit sich bringen kann und bringt: Landflucht, Entwurzelung, sozialer Abstieg, Kriminalität, Umweltbelastung. Nach Überzeugung des britischen Historikers Niall Ferguson ist der Saldo der Urbanisierung allerdings positiv: „Wenn es eine effektive repräsentative Regierung,

eine dynamische Marktwirtschaft, einen funktionierenden Rechtsstaat und eine vom Staat unabhängige Zivilgesellschaft gibt, überwiegt der Nutzen der Urbanisierung ihre Kosten.“

In diesem Sinne wünsche ich der Stiftung Polytechnische Gesellschaft und ihrem Wirken in der und für die Stadt Frankfurt auch im Jahr 2014 gutes Blühen und Gedeihen. Gut, dass wir sie haben.

----

Grußwort zum Neujahrsempfang 2014 der Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt  
Frankfurt am Main, Haus am Dom, 23. Januar 2014